

Norbert Brieskorn SJ

Frauen in Zeiten der Diktatur

|| Lateinamerikanische Romanliteratur

Im 20. Jahrhundert wurden fast alle lateinamerikanischen Staaten von Diktaturen beherrscht. Bereits ab den 30er Jahren taten Diktatoren – es waren ausnahmslos Männer – in der Karibik und in Zentralamerika, ab den 60er und 70er in Südamerika und noch in den 80er Jahren in einigen Staaten wie Chile und Argentinien den Gesellschaften – ihren Gesellschaften, wie sie sagten – Gewalt an. Meist fiel ein gesamtes Volk einer einzigen Familie als Beute zu.

Die leidvolle Erfahrung von oft kurzem armseligem Leben und schmerzlichem Sterben ließ eine eigene Literaturgattung entstehen, die „Novelas del Dictador“: Romane, in deren Mittelpunkt der Diktator steht. Auf den „Tyranen Banderas“ von Ramón Valle-Inclán („Tirano Banderas“, 1926) folgten „Der Herr Präsident“ des Guatemalteken Miguel Ángel Asturias („El Señor Presidente“, 1946), „Ich, der Allerhöchste“ des aus Paraguay stammenden Augusto Roas Bastos („Yo, el Supremo“, 1974) und im selben Jahr „Die Methode der Macht“, verfaßt von dem Kubaner Alejo Carpentier („El recurso del método“). Der Kolumbianer Gabriel García Márquez veröffentlichte „Der Herbst des Patriarchen“ („El otoño del Patriarca“, 1975), und der Peruaner Mario Vargas Llosa trat zuletzt mit „Das Fest des Ziegenbocks“ („La fiesta del chivo“, 2000) an die Öffentlichkeit, einem historischen Roman über den dominikanischen Diktator Rafael Leonidas Trujillo.

Die Liste männlicher Autoren ist heute um die Namen von Autorinnen zu verlängern: Frauen, welche den Schrecken der Diktatur oder das Erleiden ihrer Folgen schriftstellerisch zu bewältigen versuchten und die, wenn nicht dem Grauen, so doch dem Widerstand eine Sprache gaben. Meist wandten sich diese Frauen auch Frauenschicksalen zu. Stoff gab es zur Genüge: Die militärische und zugleich patriarchalische Herrschaft selbsternannter Generäle hatte ja keineswegs das Leben zahlreicher Frauen – Mütter und Ledige, Arbeiterinnen und Studentinnen – verschont.

Dreierlei bestimmt daher die hier folgende Auswahl: Eine Romanautorin wird herausgegriffen, die Hauptfigur des Romans ist eine Frau oder eine Gruppe von Frauen, die in und unter der Diktatur in einer existentiellen Herausforderung gestanden haben.

Isabel Allende: „Das Geisterhaus“

Isabel Allende (geb. 1942), Nichte des Staatspräsidenten Salvador Allende († 1973), veröffentlichte im Jahr 1982 „La casa de los espíritus“, das binnen kurzem ein Welt-erfolg wurde¹. Dieses Epos, eine Familiensaga, reicht über vier Generationen. Von Nieva, der Urgroßmutter, der Gründerin der Familie gleichsam, deren Kopf die nächsten Generationen im Keller aufbewahrten, verläuft die Linie zu ihrer Tochter und Großmutter Clara, einer Geisterseherin, hin zur Mutter Blanca, die blaß bleibt, weil sie blaß bleiben will, und sie endet bei der Urenkelin Alba, welche zugleich das Epos erzählt. Es ist auch eine Geschichte, in welcher die Frau zuerst noch wie Nieva selbstverständlich die Rolle der ohne Widerrede gehorsamen und ganz auf den Ehemann „abgerichteten“ Ehegattin spielt, wenn auch immer mit einer gewissen Souveränität, bis dann die Spiritistin Clara aus dieser Rolle flieht, während Blanca sich einem solchen Muster stumm und eher gequält unterwirft, und Alba es zurückweist und eigene Wege geht².

Ihr Großvater Esteban, der Schwiegersohn Nievas, und Alba befinden sich während der Schlußphase der Regierung Salvador Allendes und am Beginn der Pinochetregierung politisch in entgegengesetzten Lagern. Denn als sich die soziale Situation um das Jahr 1970 zuspitzt, arbeitet sich der Großvater, ein Senator, an die Spitze des erzreaktionären Widerstandes gegen eine Linkspolitik, von welcher er zutiefst überzeugt ist, daß sie das Land und die Sitten verdirbt. So tritt er dem gewählten Präsidenten entgegen. Alba reiht sich hingegen unter die Gefolgsleute Allendes und in den Widerstand gegen den „Chef“ Augusto Pinochet ein. Doch dies geschieht nicht aus eigener Anschauung oder aufgrund besonderer kritischer Begabung. Vielmehr löst die Freundschaft und schließlich die heftige Liebesbeziehung mit einem Studenten den Wechsel auf seine politische Seite ein. Denn als sich der Geliebte Alba als „Revolutionär“ zu erkennen gibt, mag sie ihn gar nicht mehr verlassen. Sie bleibt an seiner Seite und wird in eine Widerstandsgruppe aufgenommen. Im „Geisterhaus“ plündert sie das heimlich angelegte Waffenlager des Großvaters, um ein ebenso geheimes für die Gegenpartei anzulegen. Bemerkenswert ist, daß die entgegengesetzten politischen Einschätzungen und Handlungsweisen das liebevolle und zarte Miteinander mit dem Großvaters nicht beeinträchtigen können.

Nachdem Alba die Folterkeller durchlaufen hat und durch Vergewaltigung schwanger geworden ist, fängt sie an zu schreiben. So werden die Geister des Hauses lebendig. Wenn sie auch nicht alle gute Geister sind, so geht doch von ihnen allen eine unbezwingbare Kraft aus, welche am Leben nicht irre werden läßt.

Gioconda Belli: „Bewohnte Frau“

Die aus Nicaragua stammende Schriftstellerin *Gioconda Belli* war bereits durch Romane und Lyrik hervorgetreten, als ihr Roman „Bewohnte Frau“ von 1988 ein Bestseller wurde und allein im deutschen Sprachraum schon 1995 die achte Auflage erreichte³. Dieses Buch ist gleichfalls gegen den Tod und die gewaltsamen Trennungen geschrieben. Nachdrücklicher jedoch als bei Isabel Allende will es den Menschen eines geschändeten Landes zu Leben und Wiedergeburt zu verhelfen.

Die Hauptfigur des Romans, die Architektin Lavinia, kehrt aus dem Ausland nach Nicaragua zurück. Sie ist gut ausgebildet und dazu hoch motiviert, zur architektonischen Gestaltung ihres Landes beizutragen, was sie auch tun wird, wengleich auf völlig andere Weise. Von der tatsächlichen Lage des Landes weiß sie wenig. Erst langsam stellt sie Beobachtungen an und vergleicht. Sie wird Zeugin, wie die Bevölkerung der Ausbeutungs- und Beherrschungsstrategie des Diktators Anastasio Somoza und seiner Schergen ausgesetzt ist. Aus „übergeordneten Interessen“, welche jedoch lediglich die des Diktators und seiner Clique sind, werden Armenviertel niedergerissen, gelten Menschen als verschiebbare, verräum-bare und zerdrückbare Sachen, mangelt es an medizinischer Versorgung. Es wird gefoltert und getötet. Lavinia zieht sich anfangs jedoch rasch aus dem Elend in ihre – ihr geschützt erscheinende – ungestörte Eigenheimatmosphäre zurück. Auch hier spielt das Haus eine Rolle.

Über die Freundschaft mit Felipe, einem Architekten desselben Büros, wird sie zur Mitwisserin und Mithelferin sandinistischer Guerrillaaktionen. Erst recht gibt der Kontakt mit der Krankenschwester Flor den Anstoß, aus der Situation des neutralen Dritten bzw. der Passivität auszubrechen und zur aktiven Sandinistin zu werden. Daß sie eine Villa für einen hohen General Somozas entwirft und baut, macht sie für die Guerrilla zur wichtigen Informantin. Bei einem Überfall auf dieses Haus kann sie den Zugang zu einem Geheimraum öffnen, in den sich der General geflüchtet hat. Sie erschießt ihn, bricht aber gleichzeitig, von dessen Schüssen tödlich getroffen, zusammen. Zu dieser Zeit ist Lavinia bereits von ihrer reichen Familie isoliert, ja ausgestoßen worden. Die eigene Mutter fühlt sich von der Tochter zuerst zutiefst enttäuscht, dann in ihrem Lebenskreis gestört und ist unfähig, eine Beziehung über alle politischen Gegensätze hinweg aufrechtzuerhalten.

Nach außen stumm und doch innerlich beredt wird dieser Weg der Gesinnungs- und Lebensänderung buchstäblich von einem Baum begleitet, der im Hof ihres Eigenheimes wächst, ihrem Rückzugsraum. In diesem Orangenbaum lebt eine Eingeborene, Itzá, welche zur Zeit der Eroberung Nicaraguas durch die Spanier gewalt-sam ums Leben kam. Auch diese „casa“ hat ihren Geist. Itzá verzehrte sich einst und immer noch nach Yarince, dem jungen, todesmutigen Widerstandskämpfer gegen die Eroberer im 16. Jahrhundert. So wie er wurde sie zu pflanzlicher Nahrung und lebte in der Natur fort, um in den Widerstandskämpferinnen des 20. Jahrhun-

derts Auferstehung zu feiern. Denn die Baum-Frau Itzá ergreift so behutsam wie unaufhaltsam mit ihren Kräften die junge Frau des 20. Jahrhunderts, Lavinia, und so wird diese zu einer allmählich und immer stärker und dann völlig „bewohnten Frau“.

Die Natur hatte sich einst an den kulturellen Kräften wie dem menschlichen Leben bereichert, es aufgesogen, und nun überträgt sie dieses Leben wieder auf Menschen zurück, welche dann in und mit diesen Naturkräften weiterleben. Kulturelle, politische, religiöse Kräfte müssen letztlich vor einer solchen sanften Gewalt der Natur weichen und verblassen. Wenn nämlich auch Diktaturen kommen und gehen und jeweils ihre Blutspur hinterlassen – wie schwach ist doch ihre Kraft und wie kurz ihr Leben gegenüber dem der Berge und Flüsse, im Angesicht der unbeirrbar sprießenden und blühenden Natur! Der Mensch wird bei Gioconda Belli nicht an Gott, sondern an dieser „Mutter Erde“ gemessen und an sie rückgebunden. Gegen sie ist der Mensch ein Nichts, mit ihr und in ihr ist er (fast) ewig.

Der Widerstand Lavinias im 20. Jahrhundert ordnet sich damit nicht nur in eine wechselläufig verlaufende Familiengeschichte wie bei Isabel Allende, sondern in eine Widerstandsgeschichte Lateinamerikas ein, welche Gioconda Belli nicht mit einer Urgroßmutter, sondern mit der Conquista beginnen läßt. Was damals den Eingeborenen gewaltsam das Leben genommen wurde, wird nun wie ein nicht gelebter Überschuß an Lebende weitergegeben. Wo Menschen selber ganz ausreifen und sich verausgaben, steht begreiflicherweise den Nachkommen eine solche Kraft nicht zur Verfügung: Lateinamerika als Raum angestauter, noch nicht gelebter und zum Leben drängender Kraft.

Nicht daß Lavinia durch die „Bewohnung“ zu einer sich fremden Person wird – nein: Sie gewinnt sich selbst. Sie ist Weizenkorn, das in die Erde fällt, das zur Erde wird und zum machtvollen Baum, der auch wiederum seine Kräfte nicht für sich behalten wird und dies auch nicht wollen kann.

Der geschlechterspezifische Konflikt tritt im unstillbaren Verlangen von Itzá auf, es Yarincé gleich tun zu können. Die Frau kann dem Mann aber nur auf zwei Wegen entgegenkommen, und beide Wege sind auf ihre Weise todbringend: Der eine Weg verlangt von der Frau, sich doppelt zu belasten – zuerst ihre Frauenpflichten zu erfüllen und dann noch zusätzlich die Männerpflichten auf sich zu nehmen. Unvermeidbar wird sie sich dabei zugrunde richten und verzehren. Der zweite Weg verlangt, ihre Weiblichkeit zu verleugnen – was bedeutet, sich der Zeugung und Geburt eines Kindes zu verweigern. Damit fällt zwar dem Eroberer kein Kind (als Frucht ihrer Liebe) zur Beute, die Frau jedoch gibt auch nicht das Leben weiter. Dem Stamm droht der Tod. Ähnlich radikal stellte sich auch den Sklaven die Frage, ob sie nicht dort, wo es aussichtslos war, dem Joch der Sklaverei zu entinnen, sich weigern sollten, Kinder zu zeugen, um so der Wirtschaft schlicht ihre Produktionsmittel zu entziehen.

Gioconda Belli: „Waslala“

Mit dem auch im nicaraguanischen Spanisch gleichlautenden Titel ist ein Ort gemeint: eine Art Paradies⁴. Von verschiedenen Gruppen aus den Dörfern Nicaraguas gegründet, verliert man es, wie das echte Paradies, immer wieder aus den Augen und muß über Flüsse, Stromschnellen, gefährliche Städte und Urwald den Zugang suchen.

Noch einmal macht sich eine kleine Expedition auf. Ihre Fahrt erzählt Gioconda Belli aus der Perspektive Melisandras, welche ihre Mutter in Waslala vermutet. Als sie noch ein Kind war, wurde sie von ihrer Mutter verlassen und ganz dem Großvater überantwortet. Zahlreiche Wechselfälle bestimmen den Weg der Expedition. Sie gerät schließlich in ein Gebiet, über welches zwei Drogenbarone diktatorisch-rücksichtslos herrschen. In noch relativer Freiheit lebt etwas weiter entfernt eine Kommune Jugendlicher, angeführt von einer charismatischen, mit beiden Füßen im Leben stehenden Frau, Engracia, einer Amazone, einer „tellurischen Kraft“, welche eine Recyclingfirma betreibt und so den Jugendlichen Ausbildung, Arbeit und Selbstwert verschafft. Eines Tages – mitten im Ausschlachten des frisch eingetroffenen Wohlstandsmülls der Ersten Welt – stoßen die Jugendlichen auf radioaktives Material. Ahnungslos kommen sie mit den Stoffen in Berührung und sind damit unaufhaltsam dem baldigen Tod ausgesetzt. Es ist der Plan der gleichfalls kontaminierten Engracia, zusammen mit den anderen Todgeweihten die letzten Tage dazu zu benützen, um eine Attacke auf die Diktatoren der Umgebung vorzubereiten und durchzuführen. Sie glückt. Die Engraciagruppe wird zu einer Audienz vorgelassen. Die Bombe hat der ansonsten raffinierte Sicherheitsdienst des Diktators nicht zu entdecken vermocht. Die tödliche Waffe war in der Scheide, dem Lebensquell der Frau, verborgen. In der Hand hält sie den Zünder versteckt. Als die beiden Tyrannen zum Massaker der Jugendlichen ansetzen, betätigt Engracia den Zünder und sprengt Tyrannen, Helfershelfer und zusammen mit ihrer Gruppe auch sich selbst in die Luft.

Die Expedition, welche unfreiwillig-freiwillig Zeuge und zum Teil Mithelfer dieser Widerstandshandlung wurde, setzt ihren Weg fort. Melisandra stößt auf das fast ausgestorbene Dorf und trifft ihre Mutter. Eine schwierige Kommunikation beginnt. Die endlich gefundene Mutter ist zwar nah und doch so unendlich fremd, weil sie selbst noch den Weg der Selbstfindung zu Ende gehen muß. Melisandra verläßt ihre Mutter nach kurzer Zeit wieder und kehrt zu ihrem Großvater zurück, um später vielleicht noch einmal Waslala zu suchen.

Gioconda Belli skizziert verschiedene Lebensmodelle in ihrem bald dichterischen, bald sachlichen, die Natur wie auch die Technik beschreibenden Stil, in dem sich Prosatexte mit Dialogen ablösen. Aktuell ist das Thema des Recycling von Abfällen der Ersten Welt durch die Dritte Welt. Obwohl ein ehrbareres Gewerbe als der Drogenhandel ist diese Alternative der Müllaufbereitung jedoch auch höchst

gefährlich und für viele tödlich. Der Ausbeutung des Landes durch die Kolonialmacht ist die Wiederaufbereitung von deren Müll gewichen; geblieben ist die Ausbeutung von Menschen. Widerstand führt nicht nur in den Tod, sondern jeweils zu einem neuen Schlachten. Man könnte das Wortspiel versuchen, daß das Schlachten der Menschen und das Ausschlachten der Geräte, die aus der Ersten Welt stammen, der Dritten Welt den Tod bringen.

Julia Alvarez: „Die Zeit der Schmetterlinge“

Unter dem Titel „In the time of butterflies“ erschien im Jahr 1994 das Original und 2001 als spanische Fassung „En el tiempo de las mariposas“⁵. Die deutsche Übersetzung wurde 1996 bereits in zweiter Auflage verkauft. Die Familie der 1950 geborenen Autorin *Julia Alvarez* verließ 1960 aus Furcht vor Nachstellungen durch den eingangs erwähnten Diktator Trujillo die Dominikanische Republik und fand Zuflucht in den USA. Die Autorin war damals zehn Jahre alt. In all den Jahren im Exil blieb Alvarez tief beeindruckt vom Schicksal dreier Schwestern, den Mirabals – genannt die „Schmetterlinge“ (auf Spanisch „mariposas“). Wie wenige andere hatten diese drei auf ihre je eigene Weise und doch wieder auch zusammen Widerstand gegen den Diktator geleistet und mußten dafür am 25. November 1960 blutig mit ihrem Leben bezahlen. Als Zeugnis ihres Mutes und des Freiheitswillens gestaltete Alvarez Jahre später das Leben der drei Schwestern von ihrer Geburt bis zu ihrem Märtyrertod nach: Patria, 36 Jahre alt, die sehr eng religiös und apolitisch erzogen wurde und sich dann zu einem sozialkritischen Christentum bekehrte; Minerva die Vordenkerin und Antreiberin, 34 Jahre alt, die temperamentvollste, ungezähmteste, welche Trujillo bei einem Schulball ins Gesicht schlug, und schon damals gegen jede patriarchalische Ordnung kämpfte; und schließlich Maria Teresa, die sich mit ihren 25 Jahren emotional eher absetzte und dann doch wieder nachfolgte. Die Autorin erzählt das Leben der drei höchst unterschiedlichen Schwestern aus der Sicht der vierten Schwester, Dedé.

Liebevoll ist der Vater der vier nachgezeichnet: mit seiner Vornehmheit, seiner Güte, aber mit auch seinen Seitensprüngen. Die Mutter wird immer mehr zur starken Gestalt im Hintergrund, welche die Restfamilie nach dem Tod des Vaters zusammenhält und (wenn auch nicht direkt) zum Widerstand ermuntert. Es zeigt sich doch klar, daß sie auf der Seite des Lebens gegen den Tod steht, den der Diktator aussät. In Alvarez' Roman ist die „Mama“ im Hintergrund als schutzgewährende Kraft Quelle der Stille und Erholung, die mutigen Töchter stärkend.

Durch die Erfahrungen am eigenen Leib und in ihren engsten sozialen Beziehungen erleben sie den Einbruch der Geilheit des Diktators, der dumpfen Brutalität und der abgefeymten Gemeinheit. Die Sorge um Freunde, Verlobte und Ehemänner, sodann auch um ihre Kinder, läßt die drei zu Widerständlerinnen wer-

den, gegen die sich immer unaufhaltsamer der Haß des Diktators und die Gewalt des Geheimdienstes richten. Im selben Maß wachsen die drei so verletzlichen, auch schwachen und doch nicht zermürbten Schwestern in die Rolle der Hoffnungsträgerinnen für die Bevölkerung hinein. Als sie die Rückfahrt von einem Besuch bei ihren Freunden im Gefängnis trotz aller Warnungen noch am selben späten Abend antreten, schlagen die Schergen zu. Das Auto der Schwestern wird auf einsamer Strecke gestoppt, die drei mitsamt Begleitpersonen erschossen. Sie selbst sind mundtot gemacht. Doch ihr Einsatz lebt in der Bevölkerung fort, und das Verbrechen macht den Diktator noch verhaßter, als er vorher war. Trujillo selbst wurde am 30. Mai 1961 ermordet.

Der Trost des Buches beruht auch darauf, daß die überlebende Dedé erzählt und somit Leid und Brutalität nicht das letzte Wort haben. Leben und Hoffnung sind weitergegangen. Den Keim für den Widerstand legte niemand anderer als Trujillo selbst. Als er nämlich die Schule besucht, die von Ordensschwestern geleitet wird, und dort mit allem Pomp empfangen wird, findet er eine der Schülerinnen – keine Mirabal – „interessant“ und läßt sie sich „kommen“. Mirabal ist eifersüchtig, und aus Eifersucht wächst die erste Ablehnung des Diktators. Alvarez zeigt auf, daß nicht immer ein einziges Motiv im Spiel ist und daß über Motive auch nicht immer Klarheit herrscht; ebenso wird deutlich, daß der Widerstand, erst indem er gelebt wird, seine eigene Gestalt und auch eigene Gewalt gewinnt und daß er bestimmte Erwartungen bei der Bevölkerung erzeugt, welche es immer weniger zulassen, sich wieder vom Widerstand zurückzuziehen.

Elsa Osorio: „Mein Name ist Luz“

1998 als sechster Roman der 1952 geborenen Argentinierin Elsa Osorio unter dem Titel „A veinte años, Luz“ in Barcelona erschienen, wurde der Roman im Jahr 2000 veröffentlicht⁶. Eine junge Frau, Luz – das Licht – will Licht in ihre Vergangenheit bringen: Sie will wissen, wer ihre Eltern sind. Dies die Rahmengeschichte. Und was entdeckt Luz? Um der Klarheit willen, erzähle ich die Geschichte, wie sie sich dem Leser erst nach vielen Seiten in voller Deutlichkeit aufblättert.

Ein Folterpolizist, genannt „La bestia“, verliebt sich in ein Mannequin. Die beiden wollen heiraten. Beide wünschen sich Kinder, leider kann sie jedoch aufgrund einer verpfuschten Abtreibung kein Kind austragen. So soll er ihr ein Kind „verschaffen“. Unter den politischen Gefangenen, aus denen La bestia mit der Folter Geständnisse herauszupressen hat, befindet sich eine jüngere Schwangere. Er schonnt sie und „reserviert“ ihr Kind für seine junge Ehe. Natürlich soll nach der Geburt des Kindes dessen Mutter liquidiert werden. Alles verläuft programmgemäß, bis La bestias Vorgesetzter, ein General, mit der Bitte an ihn herantritt, er benötige dringendst ein Neugeborenes. Denn die frisch verheiratete Tochter des

Generals, eine ihrem Vater kritiklos hörige Frau, hat bei der Geburt ihr Kind verloren, wobei der Verlust vor ihr geheim gehalten werden konnte.

La bestia bleibt nichts anderes übrig, als das für ihn und seine Frau reservierte Kind an die Familie des Generals abzutreten. Um Komplikationen zu verhindern, läßt er die Schwangere bis zur Entbindung des Kindes bei seinem Mannequin wohnen. Während diese bisher politisch unbedarft und ihrem Vergnügen und Karrierewünschen hingegeben gelebt hat, öffnen sich im Gespräch mit der Schwangeren immer mehr die Augen über das Land, die Generäle, die Rolle La bestias, die nicht seltenen Zwangsadoptionen und den Kinderhandel. Als beide mit dem mittlerweile geborenen Kind aus der Wohnung fliehen wollen und die Flucht als Geiselnahme des Mannequins durch die politische Gefangene tarnen, stellt sie La bestia, erschießt die Gefangene und überbringt das Kind dem General, der es seiner Tochter überreicht und als ihr Kind ausgibt. Das Kind wird Luz genannt.

Der Roman bezieht seine Spannung aus der Nachforschungsarbeit von Luz, die – nach dem Ende der Militärdiktatur – ganz allmählich ihre Selbstsicherheit verliert. Sie erfährt von Zwangsadoptionen, entdeckt die abgrundtiefe Fremdheit zu ihrer Mutter, lüftet das Geheimnis um den Tod ihres Vaters, der – selbst mißtrauisch geworden – Nachforschungen über den Schwiegervater angestellt hat und der ihn von La bestia hat umbringen lassen. Luz stößt auf das Mannequin und glaubt nun über längere Zeit, in ihm ihre Mutter gefunden zu haben. Sie schließt mit der Frau eine Art Freundschaft und jene mit ihr, bis diese das Schweigen bricht und von den letzten Tagen der echten Mutter, der politischen Gefangenen, zu ihr spricht und vom echten Vater, den Luz, nun selbst Mutter, in Madrid als Exilierten aufstöbert. Der Roman beschert ein Wechselbad der Gefühle.

Vor dem abstoßenden Hintergrund der Diktatur, der Primitivität ihrer Schergen und der rücksichtslosen Behandlung der Menschen, spielen sich mehrere beklemmende Mutter-Tochter-Verhältnisse ab: das der Gefangenen zu ihrem Kind, das des Mannequins zum Neugeborenen, das von Luz zu ihren eigenen Kindern und – fast im Mittelpunkt des Romans – das Verhältnis zwischen der vermeintlichen Mutter, der Tochter des Generals und ihr, Luz. Die Mutter hält jede Kritik am Militärregime für Verleumdung, bejaht Menschenrechtsverletzungen wie Folter als unabdingbar nötig in Einzelfällen und verabscheut jegliche oppositionelle Gruppe. Sie hält eisern zu ihrem Vater, der heimlich ihren Ehemann hat ermorden lassen. Es kommt weder zu einer Bekehrung der Mutter noch zu irgendeinem liebevollen Gespräch. Nur Unverständnis, Härte und immer stärker Ablehnung, je erwachsener Luz wird, schlagen ihr von seiten der – vermeintlichen – Mutter entgegen. Und doch wird man diese Generalstochter und Mutter als eine um ihr Leben, weil um die Wahrheit betrogene Frau bemitleiden müssen.

Der Erleichterung von Luz, nicht Enkelin eines Folter-Generals zu sein, wird aber auch nicht die Begeisterung für die Taten und den Einsatz ihrer echten Mutter entgegengesetzt. Der Roman bleibt merkwürdig still über deren politisches Enga-

gement, für welches diese ja in den Tod ging. Luz selbst findet Halt in ihren Kindern. Auch wenn es nicht um den Weg einer Frau in den Widerstand geht, sondern um die Suche eines Kindes nach Wahrheit, zeichnet Osorio in erdrückender Weise die Rücksichtslosigkeit einer Männerwelt nach, welche Frauen zum Gebären und zum Vergnügen einsetzt. Und doch finden sich Spurenelemente echter Hilfsbereitschaft auch inmitten dieser Gewaltorgie.

Von der „blinden Liebe“ zur politischen Hellsichtigkeit

Einige Frauen haben – nüchtern gesagt – „die Jahre der Diktatur aufgearbeitet“. Sie schrieben sich die Eindrücke, das auferlegte Schweigen, die Schmach und das Unrecht von der Seele, ohne den präntiösen Anspruch, damit verhindern zu wollen, daß solches Unrecht wieder einbricht.

Die Diktatoren, wie auch ihre engste Umgebung, bleiben weitgehend unsichtbar und damit um so gegenwärtiger. Die Gewalt benötigt kein Gesicht – so eine erste Botschaft. Während Mario Vargas Llosa in „Das Fest des Ziegenbocks“ ständig über die Linie der politischen Gegner wechselt, in welcher er den Leser einmal ganz in die Nähe, ja in die Gedanken des Diktators oder eines seiner Minister versetzt, um dann den Leser wieder neben ein Folteropfer oder sein Familienmitglied zu stellen, erzählen die Autorinnen ununterbrochen und ausschließlich aus der Sicht der Opfer. Sie verweigern stur jeden Seitenwechsel. Im Gegensatz zu Llosas Porträts der Schergen und selbst des Diktators, welche gelegentlich Verständnis, Lächeln, ja fast Sympathie zu wecken vermögen, blenden die Schriftstellerinnen die Gedanken- und Gefühlswelt der (Männer-)Generäle, Geheimdienstchefs und Häscher aus und bleiben ihrer Opfer- und Frauenperspektive treu.

Die private Geschichte spielt hinüber in die Öffentlichkeit der Staats- und Landesgeschichte. Das politische Schicksal des Landes wirkt sich bis in das winzigverschwindende Leben und Lieben zweier Menschen aus, es setzt sich dort fest und richtet sein Unheil an. Dabei soll nicht auf der Mikroebene (der Geschichte der kleinen Leute) die Makroebene (der Gang der Weltgeschichte) verdeutlicht werden, nein: Die Autorinnen zeigen, daß beide Geschichten, die kleine wie die große, ineinander gewirkt sind; daß der tragische Weg Chiles der einer Vergewaltigung ist und daß die Liebe von Mann und Frau bereits befreiende Tat ist, mögen beide auch scheitern. Während die Diktatur dem Volk bis in die Intimität des Lebens hinein Gewalt antut, errichtet die Liebe zwischen zwei Menschen eine Gegenwelt, welche beide Menschen auch total erfaßt. Mit dieser Liebe verweigern beide bereits eine Ausdifferenzierung und damit eine bestimmte gewalttätige Moderne, sie entziehen sich dem „divide et impera“, dem Teilen und Herrschen, machen sich als Liebende damit aber bereits verdächtig und befinden sich fast ungewollt bereits im Widerstand. Noch einmal anders gesagt: Eine Diktatur muß die

Ehe schänden – was Trujillo systematisch tat – und ein Volk zur Prostitution zwingen, zur unentgeltlichen allerdings.

Die Frau tritt in die Reihe der Widerstandskämpfer gegen die Diktaturen nicht so sehr aus einem ursprünglich politischen Entschluß und schließt sich dann folgerichtig etwa der Stadtguerilla an, sondern ist zuerst verliebt und findet über die Liebe zum Anderen zur Verantwortung für ihr Volk.

Alba nimmt zuerst ihren Mitstudenten ernst, dann sein Engagement und unterstützt ihn schließlich ohne viele Worte. In Gioconda Bellis „Die bewohnte Frau“ ist die Freundschaft mit dem Architekten der erste Schritt, doch ebenso unerlässlich ist auch die Freundschaft mit Flora, der Krankenschwester. Die Liebe zu Engracia treibt einen der Expeditionsteilnehmer zum Bombenbauen an. Die politische Aktivität der Verlobten und Ehemänner läßt die Mirabals den entscheidenden Schritt in den Widerstand tun.

Keine der Hauptfiguren entstammt einer Emanzipationsbewegung, bevor sie zum Widerstand fanden; keine handelt aus Minderwertigkeitsgefühlen gegenüber dem Mann; keine will auch Unrecht der Eltern wiedergutmachen oder sich an der Gesellschaft rächen, um tiefsitzende Kränkungen loszuwerden; keine übt Widerstand aus Lust am Tod. Damit fehlen fünf Motive, welche man bei den Frauen der RAF in Deutschland in den späten 60er und 70er Jahren ausmachen wollte⁷.

Aus dem Liebesverhältnis wächst also das revolutionäre Engagement; es ist die – fälschlicherweise wahrscheinlich – blind genannte Liebe, so könnte man überspitzt sagen, welche zu einer politischen Hellsichtigkeit führt; und das mit der Liebe untrennbar verbundene Haben-Wollen läßt lebensgefährliche Risiken eingehen und die Bereitschaft wachsen, nicht bloß für den Geliebten zu sterben, sondern für eine Sache, was heißt: für konkrete Menschenleben und das gedemütigte Volk das Leben einzusetzen. Doch gilt auch umgekehrt: Für das Vaterland sterben zu wollen ist nur in Großbuchstaben, was in Kleinbuchstaben das Sterben für den Geliebten ist. Noch das öffentliche Tun wird zum privaten Vollzug, politisches Engagement zu einem Ausdruck des Intimsten, der Liebe.

Während Vargas Llosa nicht so sehr die Tyrannei selbst, sondern die mit ihr unvermeidlich einhergehende Erniedrigung, Ehrverletzung und Entwürdigung aufdeckt, kämpfen die Frauen innerhalb der Romane und die Schriftstellerinnen mit ihnen um den Wert des Lebens sowie der Wahrheit und die Unversehrtheit und Reinheit der Beziehungen.

Die Väter treten in den Romanen eher zurück, wohingegen den Großvätern eine starke Rolle zufällt. Sie schützen, orientieren und tragen zumindest zur Selbstwerdung der Enkelin bei, in Isabel Allendes „Geisterhaus“ und in Gioconda Bellis „Waslala“.

In allen Romanen bis auf den der „mariposas“ von Julia Alvarez herrscht ein spannungsreiches, ja höchst schwieriges Mutter-Tochter-Verhältnis vor. Die blasse, ja nicht existente Blanca im „Geisterhaus“, die Mutter der „Bewohnten Frau“, wel-

che sich hinter den Ansichten und Abneigungen einer kleinen prasserischen Oberschicht verbarrikadiert und die Sorgen der Tausenden von Müttern des eigenen Landes nicht an sich heranläßt, die Generalstocher, welche Luz am Ende nur noch Haß entgegenzubringen vermag, oder die Mutter in „Waslala“, die ihren Pflichten entlaufen ist und sich in der Wildnis ein Haus gebaut hat: Sie alle zeigen auf schmerzliche Weise, daß der Konflikt zwischen den Geschlechtern hinter dem zwischen den Generationen zurücktritt und sich am allerheftigsten zwischen Mutter und Tochter, Tochter und Mutter abspielt. Es ist die Mutter, an welcher sich die Tochter reibt, vielleicht, weil sie gerade die Rolle und Einstellungen der ihr so nahen Person, als Mutter und als Frau, nicht oder nur um den Preis eines vor sich selbst unglaublichen Lebens übernehmen kann. Bemerkenswert, daß die einzige warmherzige Mutter, welche sich in den vorgestellten Romanen antreffen läßt, von Julia Alvarez, einer in den USA lebenden Autorin, gestaltet ist.

Die Kirche – mit ihren Priestern und Bischöfen – spielt in diesen Romanen nur eine Randrolle. In Isabel Allendes „Von Liebe und Schatten“ wie auch bei Julia Alvarez werden einige Priestergestalten positiv gezeichnet, auch wenn sie nicht immer in der Öffentlichkeit, aber doch unmißverständlich den Menschen zeigen, wofür das Reich Gottes steht und daß der Glaube den Einsatz für die Gerechtigkeit, die Menschenrechte und den Schutz der Menschen verlangt. Der Erzbischof und Kardinal von Santiago de Chile sowie das von ihm eingerichtete Menschenrechtsbüro können mit Allendes Sympathie und Achtung rechnen. Auf Priester, Kirche oder Gedanken der Theologie der Befreiung wirft dann nur noch Julia Alvarez, die aus dem Exil schreibt, ein positives Licht.

ANMERKUNGEN

¹ I. Allende, *Das Geisterhaus* (Frankfurt 1984); Original: *La casa de los espíritus* (Barcelona 1982).

² Dies., *Von Liebe u. Schatten* (Frankfurt 1986); Original: *De amor y de sombra* (Barcelona 1984).

³ G. Belli, *Bewohnte Frau* (Wuppertal 1995); Original: *La mujer habitada* (Mexico 1988). Im Deutschen wurde daraus (ohne Artikel): *Bewohnte Frau*.

⁴ G. Belli, *Waslala* (Wuppertal 1996); Original: *Waslala* (Barcelona 1996).

⁵ J. Alvarez, *Die Zeit der Schmetterlinge* (München 1996); Original: *In the time of butterflies* (New York 1994) bzw. *En el tiempo de las mariposas* (Alfaguara 2001).

⁶ E. Osorio, *Mein Name ist Luz* (Frankfurt 2000); Original: *A veinte años, Luz* (Barcelona 1998).

⁷ Vgl. S. v. Paczensky, *Frauen u. Terror. Versuche, die Beteiligung von Frauen an Gewalttaten zu erklären* (Reinbek 1978).